

ANDY REMIC  
Kells Rache

### *Buch*

Als die Albinokrieger, halb Vampir und halb Maschine, aus dem Norden kamen, blieb Kell nur die Flucht. Er hat gekämpft wie ein Berserker, bewiesen, dass die unsterblichen Feinde getötet werden können – doch er hat seine Heimat, sein Leben und seine Enkelin verloren.

Während der Flucht vor General Graals Armee zehrt ein tödliches Gift an ihm, und noch vernichtender ist die Gewissheit, dass seine Enkeltochter Nienna vom Feind entführt wurde. Ihre Häscher versprechen ihr Heilung, doch der Preis ist ihre Menschlichkeit. Das kann Kell nicht hinnehmen. Mit seiner Dämonenaxt Ilanna macht er sich auf, einen Widerstand gegen die Eindringlinge zu organisieren und Nienna zu befreien.

Graal will seinen blutrünstigen Feind allerdings auf keinen Fall entkommen lassen, und so schickt er seine beiden tödlichsten Attentäterinnen nach ihm aus: die Seelendiebinnen, zwei schöne und grausame Vampirinnen, die nach Kells Blut lechzen.

### *Autor*

Andy Remic lebt in England, doch sein Herz gehört den schottischen Bergen. Seine Hobbys sind Schwertkampf, Klettern und Kickboxen. Er lebt mit seiner Frau und zwei Kindern in Lincoln.

Die Saga von Kell bei Blanvalet:

1. Kells Legende (26876)

2. Kells Rache (26891)

*Weitere Titel in Vorbereitung*

Andy Remic

# KELLS RACHE

Zweites Buch der Saga von Kell

Roman

Aus dem Englischen  
von Wolfgang Thon

blanvalet

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»Soul Stealers/02 Clockwork Vampire« bei Angry Robot, Nottingham.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Holmen Book Cream* liefert  
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Februar 2013

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Andy Remic

Published by Arrangement with Andy Remic

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Blanvalet  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, München,  
unter Verwendung einer Illustration von Bagus Hutomo

Redaktion: Werner Bauer

HK · Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-26891-7

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Dieses Buch ist mit größter Liebe, Zuneigung,  
Humor und Freude meinen wundervollen  
kleinen Jungs Joseph und Oliver gewidmet.



# Prolog

## SEELENFRESSER

*Es ist ein tintenschwarzer Traum, eine rasiermesserscharfe Erinnerung. Ein gefrorener Splitter der Zeit, der sich wie eine sterile Nadel in seinen Verstand bobrt. Nienna, seine wunderschöne Nienna, seine süße junge Enkeltochter . . . Sie stehen am Rand eines breiten, gewundenen Flusses. Die Sonne scheint warm auf ihre Gesichter und schimmert auf dem wogenden Schilf. Kell zeigt ihr, wie man angelt. Dirigiert ihre Hände. Ihre langen, schlanken Finger bilden einen starken Kontrast zu seinen runzligen, vernarbten Bärenatzen. Er drückt den Köder auf den Haken, was sie mit einer angewiderten Grimasse quittiert, und wirft dann die Schnur hinaus. Anschließend sitzen sie in behaglichem Schweigen nebeneinander am Ufer, bis Kell bemerkt, wie sie ihn aufmerksam betrachtet. Er dreht sich zu ihr herum, kratzt sich den grauen Bart und erwidert ihren klaren Blick. Sie lächelt strahlend über das ganze Gesicht.*

*»Großvater?«*

*»Ja, Äffchen?«*

*»Ist Angeln nicht eigentlich . . . ich meine, ist es nicht irgendwie ungerecht?«*

*»Wie meinst du das?«*

*»Na ja, irgendwie ist das doch eine hinterhältige Falle, hab ich recht? Man steckt den Wurm an den Haken, lässt ihn baumeln, der ahnungslose*

*Fisch schwimmt vorbei, schnappt danach . . . und du ziehst ihn heraus und isst ihn zum Abendessen. Für den Fisch ist das nicht gerecht.«*

*»Aber wie sollte ich ihn sonst fangen?«, erwidert Kell und runzelt die Stirn. Dann lacht er. »Sicher, ich könnte dich ins Wasser werfen. Dann könntest du hinter all den kleinen Fischen her schwimmen und sie mit den Zähnen schnappen!« Er tut so, als wolle er sie packen und in den tiefen Fluss werfen. Sie quietscht vor Vergnügen und krabbelt so schnell wie möglich die Böschung hinauf. Dabei beschmiert sie sich Hände und Kleidung mit Schlamm.*

*Nienna schnalzt tadelnd mit der Zunge. »Also wirklich, Großvater!«*

*»Ach, ist doch nur ein bisschen Schlamm. Das wasche ich ab.«*

*Eigentlich hätte Kell ihr gerne gesagt, dass das ganze Leben eine Falle ist, eine Täuschung, ein gemeiner Trick eines raffinierten Illusionisten. Das Leben führt einen an der Nase herum, lässt einem verlockende Köder an matten Eisenbaken vor der Nase baumeln, etwas wie Glück, Gesundheit, Wohlstand, Freude. Man greift mit beiden Händen danach, während man den Mund aufreißt wie ein schwachsinniger Narr an einem Königshof. Aber das Leben ist ein Miststück, und gerade wenn man glaubt, man hätte es gepackt, hätte seinen Traum gefunden, strafft sich die Schnur, und man wird an Eiern, Eingeweiden und – falls vorhanden – Hirn zurückgerissen. Man baumelt am Haken und wird geschlachtet. So ist das Leben. Das ist Realität, der Ernst des Lebens. Aber Kell sagt nichts dergleichen. Er hält seinen Mund fest geschlossen, denn er will diesen Augenblick nicht verderben, diese einfache Freude, mit seiner begabten, optimistischen Enkelin am Selenau zu angeln . . .*

*. . . Jetzt standen Kell und Saark auf dem hohen Dach des baufälligen, schiefen Turms in Alt Skulkra. Das hier war ihre Falle. Den Köder hatte General Graal ausgelegt, seine Eiserne Armee, seine widerlichen, perversen Canker, und sie*



hatten wie Narren, vollkommen naiv, den Haken geschluckt. Sie hatten sich selbst in Alt Skulkra in eine Falle manövriert, sich eine unmögliche Aufgabe und einen schrecklichen Kampf aufgehalst.

Kell drückte seine schwarze Axt Ilanna an die Brust. Seine blutverschmierten Knöchel traten weiß hervor, sein Gesicht war eine eiserne Maske der Wut. Saark stand angespannt neben ihm. Er streckte sein schlankes Rapier vor sich aus; es vibrierte schwach. Sein Gesicht war eine dunkle Silhouette der Furcht.

Unter ihnen, im Bauch des alten Turms heulte etwas. Es war ein hoher, klagender Laut und viel zu wild, als dass er menschlich hätte sein können. Ihm folgte ein Echo aus Knurren und Grollen, dazu mächtige, dumpfe Schläge und das Kratzen von Messingklauen, das laut durch die samtene Schwärze hallte.

Das waren die Canker ... und sie gierten nach frischem Blut!

Kells Miene verfinsterte sich wie eine Gewitterwolke. Saarks Gesicht dagegen war schwerer zu entziffern; Myriams Männer hatten es übel zugerichtet. Aus einer frischen Stichwunde quoll Blut und tränkte Saarks zerfetztes und schmutziges Hemd. Kell holte tief Luft. Der ölige Gestank des Rauchs von Scheiterhaufen drang ihm in die Nase, auf denen die Leichen der letzten Schlacht verbrannt wurden. Er hob Ilanna, und einen Augenblick schien er mit der durch viele Kämpfe gezeichneten Axt zu kommunizieren.

Die Canker kamen näher. Die beiden Männer konnten die keuchenden Atemzüge der Bestien auf der Treppe hören.

Plötzlich schien ein *Pulsschlag* durch die uralte, verlassene

Stadt zu hallen, sogar durch die ganze Welt. Es war ein nicht hörbares, esoterisches Rumpeln fast wie bei einem Erdstoß. Fast.

Saark stieß zischend den Atem zwischen den Zähnen hervor. Er konnte seine Furcht beinahe greifen, sie sehen wie einen Flecken Tinte. Er sah Kell an.

»Wir werden hier oben sterben, hab ich recht?«

Kell lachte. Sein Lachen klang herzlich, zeugte von aufrichtigem Humor. Er schlug Saark auf den Rücken, rieb sich dann nachdenklich den blutigen Bart und erwiderte mit funkelnden Augen: »Wir alle sterben irgendwann, Jungchen.«

Im selben Moment stürmten die ersten Canker aus der Öffnung, mit wirbelnden Klauen, gefletschten Reißzähnen und von Hass verzerrten Gesichtern.

Mit einem lauten Brüllen griff Kell sie an . . .

Als der erste Canker sie erreichte, piff Kells mächtige Axt in einem gewaltigen Überkopfschlag hinab und spaltete den Kopf des Monsters bis runter zum verkrüppelten Rückgrat. Fleischbrocken, Hirnmasse und Schädelknochen flogen durch die Luft. Winzige, verbeulte Teile eines Uhrwerks mischten sich zwischen die Muskeln und Knochensplitter; die Zahnräder und Kolben arbeiteten noch klickend und klackend. Schnell wie ein Wirbelwind trat Kell zurück, riss die Axt aus dem Kadaver, während der Canker tot zu Boden fiel. Geschickt wich er den gewaltigen Krallen der zweiten knurrenden Bestie aus. Ilanna sang, als sie nach links fegte – die Schmetterlingsklingen lagen waagrecht in der Luft – und mit einem markerschütternden Krachen und in einem blutigen Sprühnebel dem Canker den Arm vom

Leib trennte. Die Bestie heulte auf, aber in dem Moment zog sich eine dritte Kreatur auf das Dach und drängte sich an ihr vorbei. Sie war riesig, massig, groß wie ein Löwe, aber ein missgebildeter, perverser Löwe mit blässlich weißer Haut, unter der sich gewaltige Muskeln abzeichneten wie aufgeblähte Eingeweide, in denen sich pralle Maden gegen die Haut drückten, in dem Versuch, sich aus einem faulenden, vereiterten Unterleib zu befreien. Der Canker hatte rüdiges graues Fell, das in unregelmäßigen Büscheln auf seiner Haut wuchs, eine fliehende Stirn, und sein riesiges Maul war fünfmal so groß, wie es sein einstmals menschlicher Mund gewesen sein mochte. Es schien seinen Schädel aufzureißen, als hätte man einen Kürbis mit einer Axt geteilt, und riesige Messingzähne glänzten in widerlichen, geifernden Kiefern. Sie waren mit verschlungenen Einkerbungen gerändelt, wie Kupferstiche. Der Leib des Cankers war von schwärenden Wunden überzogen. In jeder dieser offenen Wunden arbeitete tickend ein Uhrwerk; es gab Myriaden von winzigen, sich drehenden Rädchen, wirbelnden Spindeln, ineinandergreifenden Zahnrädern. Aber war der *reine* Vachine perfekt und vornehm, ruhte selbstbewusst in seiner von Ingenieuren erschaffenen Arroganz, zeigte dieser Canker, diese Missgeburt, diese Abnormität nur schadhafte Uhrwerk, verbogene Kolben und disharmonische Zahnräder. Kell sprang schnell wie der Blitz zur Seite, und Ilanna teilte die Muskeln am Hals des Cankers, als würde man einen Reißverschluss aus Fleisch öffnen. Trotz des Schmerzes und der zuckenden, versehrten Muskeln trugen der Schwung der Bestie und ihre Körpermasse sie weiter über die Betonträger des Flachdachs dieses Turmes, bis sie gegen Saark prallte.

Der stach mit seinem Rapier wie verrückt auf sie ein und fügte ihr weitere schreckliche Wunden zu. Sie taumelten beide zurück, stürzten, und Kell wandte sich von Saark ab. Er überließ es dem Verwundeten, sich um den verendenden Canker zu kümmern. Zischender Stahl riss die Haut des Monsters auf, und aus durchtrennten Arterien spritzte Blut durch die Luft.

Im nächsten Moment stürmten weitere Canker durch die Türöffnung. Kell wich zu dem grimmigen Saark zurück, bis die beiden Männer Seite an Seite, Schulter an Schulter standen. Ihre Mienen waren finster, die Gesichter von Blut und Knorpel überzogen, während sie mit ihren Waffen unter den Cankern wüteten und ihnen übel zusetzten. Dennoch bildeten die Bestien eine ständig wachsende Mauer aus Metall, Fleisch und Knochen vor ihnen, einen Halbkreis aus festen Muskeln, während immer mehr dieser Kreaturen durch die Öffnung drängten. Schließlich standen fünfzehn, gar zwanzig dieser missgebildeten Kolosse fauchend und knurrend vor ihnen.

Kell brummte sarkastisch, knirschte mit den Zähnen und strich sich den grauen Bart. Vor seinen Füßen lagen fünf tote Canker, an sich schon eine Heldentat für einen Sterblichen, denn jeder einzelne Canker war ein schrecklicher Widersacher. Kells Augen funkelten dunkel und wild, und er senkte die blutverschmierte Axt ein wenig, als er begriff, dass die anderen Bestien abzuwarten schienen. Er quittierte diese Erkenntnis mit bellendem Gelächter.

»Was ist denn los, Leute?«, brüllte er. »Habt ihr euren Mumm etwa zu Hause gelassen, bei euern abgrundtief hässlichen Weibchen?«

Die Canker knurrten böse, während ihnen Geifer aus aufgerissenen Mäulern troff, in denen Reißzähne aus Messing wie Krummsäbel schimmerten. Hinter Kell stand keuchend Saark; sein langes, lockiges Haar hing ihm schweißnass vom Kopf, gespickt mit Knochenstücken und Fleischbrocken. Sein einst so wunderschönes Gesicht war jetzt nur noch eine Fratze der Qual.

»Worauf warten sie?«, flüsterte er, als fürchte er, dass seine Stimme die Bestien zum Handeln anspornen könnte.

Kell zuckte mit den Schultern. »Vermutlich finden wir das noch früh genug heraus.«

Nur Sekunden später teilte sich diese Phalanx aus zitterndem Fleisch, rüdigem Fell und pervertiertem Uhrwerk. Ein gewaltiger Canker drängte sich durch die Meute. Kell konnte das heiße Öl riechen und glaubte sogar, dass er das winzige, sprunghafte Ticken des beschädigten Uhrwerks hören konnte.

»Jetzt sterben wir«, erklärte Saark.

»Nein!«, fuhr Kell ihn an. »Denn wenn wir sterben, stirbt auch Nienna. Falls wir sterben, können wir ihre Entführer nicht einholen. Wir können weder für Gerechtigkeit sorgen, noch können wir Rache nehmen! Also, Saark, halt die Klappe und konzentriere dich!« Kell richtete den Blick auf diese neue Kreatur, auf dieses gewaltige Biest, das fast drei Meter groß und beängstigend muskulös war, dessen Augen rot glühten und das förmlich nach Abnormität stank. Seine Haut war furchtbar blass, so wächsern wie die einer Leiche, außerdem vollkommen haarlos. Kell kniff die Augen zusammen. Fast, als wäre ... als wäre diese Bestie aus den Albino-Soldaten von Graals Eiserner Armee geformt wor-

den. Sein scharfer Blick glitt über die Wunden in der Flanke und der Brust des Cankers, in dessen Leib ein Uhrwerk aus Messing stotternd arbeitete. Der Vachine grinste, aber seine Augen blickten finster und unfreundlich. »Bei den Göttern, Jungchen, du stinkst wie ein zehn Wochen alter Kadaver, der an Ruhr und Pestilenz krepirt ist. Was zur Hölle stimmt nicht mit euch? Nein, spar dir die Antwort. Was es auch sein mag, meine Axt kann es kurieren.« Er ließ Ilanna spielerisch durch die Luft wirbeln, während er die Bestien scharf beobachtete. Plötzlich wurde ihm klar, dass sie seine Worte begriffen.

Ein Fauchen und Grollen durchlief ihre Reihen, und Kell registrierte, dass diese unheiligen Bestien ihn tatsächlich verstanden hatten. Sie besaßen tatsächlich Intelligenz?! Das ängstigte Kell mehr als ihre Abnormität. Und als diese riesige, dominante Kreatur vor ihm plötzlich sprach, trat Kell vor Überraschung einen Schritt zurück. Seine Stiefel knallten auf dem Beton, während er sich alle Mühe gab, seine Verblüffung nicht zu zeigen.

»Ich bin Nesh«, erklärte der Canker. Er sprach sehr bedächtig. Und obwohl er beim Reden durch seine langen, gebogenen Reißzähne beeinträchtigt wurde, erkannte Kell den Akzent: iopianisch. Das hätte eigentlich vollkommen unmöglich sein sollen. Dieses ganze Monstrum aus missgebildetem Fleisch und verbogenem Uhrwerk hätte unmöglich sein sollen. Die Kreatur war ein fleischgewordener Albtraum. »Mein General, Kriegsherr Graal, ersucht um die Ehre deiner Anwesenheit. Er garantiert dir sogar dein Leben im Austausch für deine Kooperation. Du darfst einwilligen, Menschlein.« Der Canker grinste; noch mehr Speichel

troff auf die zerschmetterten, alten Betonträger des hohen Daches und bildete darauf eine Pfütze.

Kell trat noch einen Schritt zurück. Saark stand neben ihm, und Kell warf seinem Gefährten einen kurzen Blick unter den gesenkten Lidern zu. »Hast du schon einen Fluchtweg gefunden?«, murmelte er.

»Es gibt keinen Weg von diesem Dach herunter!«, erwiderte Saark. »Wir sitzen in der Falle!«

»Dann müssen wir uns wohl den Weg freikämpfen.«

Saark musterte die etwa zwanzig Canker. In dem Treppenhaus unter ihnen konnte er das Knurren weiterer dieser Kreaturen hören und auch ihre Schatten sehen. Er schüttelte sich, während sich Furcht wie ein trockener Kloß in seiner Kehle breitmachte, sich wie eine eiserne Faust in seinem Magen ballte. Saark, der Dandy, der Mann, der das Leben, die Frauen und den Wein liebte sowie jedes Rauschmittel, welches das lustvolle Auskosten der drei vorgenannten zu steigern vermochte, dieser Mann spürte in seinem Innersten, so deutlich wie in seinen schrecklichsten Albträumen, dass er hier sterben würde. Ihm war klar, dass er von diesen gewaltigen Reißzähnen zerfetzt, in Stücke gerissen würde und dass er nichts tun konnte, um dieses Schicksal abzuwenden.

»Du machst Scherze, stimmt's?«

Kell warf ihm einen finsternen Blick zu. »Ich mache nie Scherze, wenn es ums Töten geht«, knurrte er. »Also los! Folge meinem Beispiel! Kapiert, Jungchen?«

Saark nickte, schwitzend, während er sein Rapier fest umklammerte.

Nesh betrachtete mit wachsender Ungeduld erst den

einen, dann den anderen Krieger mit seinen wütenden, roten Augen und richtete den Blick dann wieder auf Ersteren. Kell betrachtete seinerseits das wächserne, fahle Fleisch und erschauerte. Die Kreatur wies zwar noch kärgliche Reste von Menschlichkeit in ihrer perversen Verderbtheit von Haut und Knochen auf, aber damit endete auch jegliche Ähnlichkeit. Es war eine Missgeburt, nicht nur aus Mensch, sondern auch aus Albino und Vachine; eine Kreatur aus einem Un-Ort, von allen verabscheut. Merkwürdigerweise regte sich bei dieser Erkenntnis so etwas wie Mitgefühl in Kell. Er unterdrückte es gereizt. Diese Bestie würde keinerlei Erbarmen zeigen, kein Mitleid. Sie war hier, um zu morden.

»Also, Mensch ... Kommst du?«, grollte Nesh. Kell sah, wie die anderen Canker unruhig scharrtten, als rissen sie an einer unsichtbaren Leine; sie witterten Blut und Furcht, vermutlich sogar noch die schwachen Reste von Saarks blumigem Parfüm. Kell grinste und fletschte die Zähne, während sich sein Gesicht zu einer Maske der Feindseligkeit verzerrte.

»Bestell Graal, er soll sich meine Axt in den Hintern schieben!«

Saark stöhnte und bereitete sich auf den unvermeidlichen Angriff vor ...

Der Winter hatte am Ende doch noch seinen Einzug in Falanor gehalten.

Schnee fiel in großen Mengen aus bleiernen Wolken unter einer bleichen weißlichen Sonne. Heftige Stürme bedeckten die Täler und Hügel von Falanor mit weißen Tüchern, ebenso die Wälder, Flüsse und die zerklüfteten,



gewaltigen Berge. Von den steilen Flanken des Schwarzspitz-Massivs im Norden über die jüngst eroberten Städte von Jalder bis Skulkra, Vorgeth, Fawkrin und die südliche Hauptstadt Vohr ließ sich der Winter von keinem Hindernis aufhalten. Er kam dieses Jahr sehr früh, dazu mit einer Wildheit, die man, so wurde behauptet, seit zwei Jahrhunderten nicht mehr erlebt hatte.

Innerhalb von nur drei Tagen waren alle nördlichen Pässe blockiert – normalerweise eine ideale Situation für das Land, denn es bedeutete, dass viele der Briganten, Strauchdiebe und Schmuggler der Schwarzlippler, die den nördlichen Städten häufig Schwierigkeiten machten, bis zum nächsten Frühling wie Bären in ihren Berghöhlen gefangen waren.

Ebenso hieß das, General Graal und seine Eiserne Albino-Armee saßen in Falanor fest, weit weg von ihrem Heimatland im Herzen des Schwarzspitz-Massivs. Sie waren von der Zivilisation der Vachine in Silvatal abgeschnitten, dem Machtzentrum des Hochkonzils und Hohen Episkopats der Ingenieure, dem Ingenieurspalast und dem verehrten Ruheplatz des Eichentestaments.

Graal hatte die ihm ergebene und von den Vachine finanzierte Albino-Armee erfolgreich nach Süden geführt. Er hatte die größten Städte von Falanor erobert, Königin Allogria entführt, den heldenhaften Kriegskönig Leanoric getötet und dessen Armeen vernichtet, einschließlich der bis dahin unbesiegten Adlerdivisionen. Er hatte das mit List und einer gnadenlosen Schnelligkeit erreicht. Und indem er Blutöl-Magie benutzte.

Im Kielwasser dieser erfolgreichen Invasion und nur Stunden bevor der Schnee die Pässe des Schwarzspitz-Mas-

sivs blockierte, hatten Graals Schnitter die Blutraffinerien über die Berge gebracht. Es waren riesige, viereckige Maschinen, die an Belagerungsgeräte erinnerten. Sie wurden von Gespannen aus Pferden und Cankern gezogen. In einem Anflug aus kalkuliertem Sport und tödlicher Ironie benutzte Graal dafür die wunderschönen breiten Straßen, die König Leanoric für den Transport seiner eigenen Truppen erbaut hatte. Der Albino-General ließ seine Armee vor den Toren von Alt Skulkra lagern. Sie waren nur wenige Stunden, bevor der Schnee einen weiteren Vormarsch nach Süden unmöglich machte, auf der Ebene vor der verlassenen Stadt – und damit dem Standort der neuen großen Blutraffinerien – angekommen.

Jetzt saß Graal mit verschränkten Beinen vor einem niedrigen Tisch aus Elfenbein und Marmor in seinem Kriegszelt. Er betrachtete müde die Pergamente vor sich. Die Zeltklappe wurde zurückgeschlagen, und Schnee wehte herein, als ein Schnitter sich gebückt hindurchzwängte. Einen Moment starrte Graal die Kreatur einfach nur an. Die Einzigartigkeit dieser Rasse beschäftigte seinen wissbegierigen Verstand unablässig. Er betrachtete die große, in schwere Roben gekleidete Gestalt des Schnitters, sein flaches, ovales und vollkommen haarloses Gesicht, dessen Nase nur aus vertikalen Schlitzten bestand. Die Finger des Geschöpfes waren lange, schlanke Nadeln aus Knochen. Er konnte damit das Blut aus einem menschlichen Leichnam saugen ... Graal sah zu, wie der Schnitter sich in einem komplizierten Ritual setzte. Schließlich hob das Wesen zufrieden den Blick seiner winzigen schwarzen Augen und richtete ihn auf Graal.

»Die Straßen sind blockiert. Wir sind von den Vachine abgeschnitten«, erklärte der Schnitter in seiner zischenden Art zu sprechen.

Graal nickte und richtete seinen Blick wieder auf die Dokumente auf seinem Schreibtisch, in denen der erfolgreiche Angriff seiner drei Albino-Divisionen auf Vohr beschrieben wurde. »Also bleiben uns noch mehrere Monate, bevor sie die ... *Realität* der Lage begreifen, richtig?«

»Ja, General.«

»Ist es dieser Vachine-Brut, der Ingenieur-Prinzessin Jaranis gelungen, die Berge im Süden zu überqueren, um unseren Fortschritt zu inspizieren? Ich habe einfach keine Ahnung, was sie erwartet hat, hier vorzufinden, außer vielleicht einem juwelengeschmückten Dolch in ihrem Bauch.«

»Sie ist angekommen, General. Vor einer Stunde, mitsamt ihrem militärischen Tross. Deshalb bin ich hier.«

»Ein Tross?« Jetzt endlich zeigte der General Interesse. »Wie viele sind es?«

Der Schnitter lachte leise. Es war ein sehr unangenehmes Geräusch, das tief aus seiner langen, vibrierenden Kehle kam. »Wie ich bereits zuvor deutlich gemacht habe, vertrauen die Vachine in ihrer frommen Arroganz vollkommen deinem Unternehmen. Jaranis, verflucht sei ihr Uhrwerk, reist nur mit zehn Männern. Eine Einheit, die von einem untergeordneten Ingenieurpriester kommandiert wurde. Ich habe mir die Freiheit genommen, sie auf der Stelle abzuschlachten und ihre Leichen auf die gefrorenen Haufen der letzten Schlacht schaffen zu lassen. Im Augenblick«, er hielt inne, und seine schwarzen Augen funkelten, »dürften ihre Uhrwerke zum Stehen kommen. Sei dem, wie es mag.

Was Jaranis selbst angeht ... ich hielt es für klug, dir die Gelegenheit zu geben, mit dieser perversen Prinzessin zu konferieren. Immerhin könnte sie trotz ihrer hübschen Haut und unschuldigen Art eine Ahnung von unseren Plänen haben.«

»Ruf sie!«, befahl Graal, ohne von seinen Papieren aufzublicken.

Nach ein paar Minuten tat sich etwas vor seinem Kriegszelt, und Momente später zerrten zwei Albino-Krieger eine gefesselte Frau in das warme Innere. Nach einem zweiten Blick war klar, dass sie nicht ganz menschlich war. Sie hatte die winzigen messingnen Eckzähne der Vachine, den Maschinenvampiren des Silvatals. Die Vachine waren eine Mischung aus Menschen, Vampiren und einem hochentwickelten Miniaturuhrwerk. Dieser technologische Fortschritt der Uhrmacherkunst war im Laufe von Jahrhunderten entwickelt und verfeinert worden, bis es schließlich gelang, Fleisch und Uhrwerk zu einem wunderschönen, überlegenen Ganzen zu vereinen. Die Vachine stützten sich auf das Rauschmittel des Blutöls, ein Gebräu aus raffiniertem Blut, das ihren inneren Uhrwerkmechanismus schmierte und problemlos am Laufen hielt. Ohne Blut und, wichtiger noch, ohne Blutöl – diesem spezifischen Gemisch aus Blut und Öl – würde sich das Uhrwerk eines Vachine festfressen, und er würde sterben. Das erklärte die Notwendigkeit dieser vampirartigen Ernährung.

Jaranis wurde zu Boden geschleudert. Sie hob den Kopf und spuckte Graal an. Ihre Augen glühten vor Wut und schockierter Fassungslosigkeit. Sie fuhr ihre Reißzähne mit einem winzigen hydraulischen Zischen aus. Gleichzeitig

erhob sie sich geschmeidig. Sie war groß und elegant, und sie hatte eine Mähne aus blonden Locken. Zudem war sie übermenschlich schön, und als sie sprach, konnte Graal den winzigen Uhrwerkmechanismus in ihrem Hals sehen, winzige Zahnräder und Kolben und Rädchen, die in vollendeter Harmonie von Fleisch und Uhrwerk ineinandergriffen. Wie eine hervorragend komponierte Vampirmaschine, eben eine Vachine.

Graal lächelte; ein seltsames Gefühl durchzuckte ihn, dieser einen Lust nicht ganz unähnlich.

»Graal, Ihr übertrefft Euch selbst mit Eurer Dummheit und Arroganz!«, fuhr Prinzessin Jaranis ihn an. »Was im Namen des Eichentestamentes ist in Euch gefahren?«

Graal lächelte und erhob sich langsam. Dann reckte er sich und gähnte, übertrieben, fast theatralisch. Schließlich richtete sich der Blick seiner kalten Augen auf Jaranis. Sie fand in seinem düsteren, brutalen Blick jedoch nichts von dieser Pantomime der Gelassenheit.

»Ich gebe zu, *Prinzessin*, es ist bereits etliche Zeit her, dass ich mich mit dem ordinären Konzept der ... *Dummheit* beschäftigt habe.« Graal sprach das Wort fast angeekelt aus und ging dabei zu einem Gestell, auf dem seine Rüstung stand. Er legte Brustpanzer und Unterarmschienen an, die aus mattem schwarzem Stahl geschmiedet waren. »Stattdessen, süße Hoheit, ergehe ich mich in der doppelten Lust des *Verrats* und der *Dominanz*.«

»Ihr wollt die Vachine hintergehen?«, flüsterte Jaranis vollkommen erschüttert. »Eine Gesellschaft, die Ihr selbst aus einem jämmerlichen Misthaufen primitiven Gemetzels und bestialischer Evolution zu errichten geholfen habt?«

Graal lächelte und hielt darin inne, die Armschiene anzulegen. Sein Blick wirkte distanziert, und als er sprach, klang seine Stimme melodisch. Es war ein dunkles Grollen, dessen Harmonie beinahe musikalisch zu sein schien. »Erlaubt Eurem Verstand, ein wenig in die Vergangenheit zurückzutreten, etwa ein Jahrtausend, meine Süße; es gab einst drei Kriegsfürsten der Vampire, von denen Ihr vielleicht gehört habt? Ihre Namen sind in Eisen in den Grundstein von Silvatal gegossen, wurden in die Rückseite des Eichentestamentes geritzt, mit einem Messer, mit dem für gewöhnlich Säuglingen die Kehlen durchgeschnitten wurden.« Sein Blick wurde hart, wie Kobalt. »Sie lauten Kuradek, Meshwar und Bhu Vanesh ... Kuradek, der Unheilige. Meshwar, der Brutale. Und Bhu Vanesh, der Fresser in der Finsternis.« Er blickte Jaranis an und senkte den Kopf. Die Prinzessin hatte die Lippen zusammengepresst und schüttelte ihre blonden Locken. Ihre Miene verfinsterte sich, während sie versuchte zu begreifen, worauf Graal hinauswollte.

»Diese Kriegsfürsten«, fuhr Graal fort, »waren, sagen wir, alle sehr mächtig. Es überrascht mich, dass Ihr nur so wenig über ihre Heldentaten wisst, denn sie sind ein zentraler Teil der grundlegenden Geschichte der Vachine.« Er lächelte. »Das heißt, *Eurer* Vachinehistorie. Denn wie wir alle wissen, versucht das Ingenieurkonzil mit allen Mitteln, eine reine Kultur der Vachine zu errichten, in der niemand vom puren und heiligen Pfad abweicht. Das stimmt doch?«

»Das stimmt«, erwiderte Jaranis. Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Sie zitterte, und Graal spürte den Hauch von Lust, der wie süßes Gift durch seine Adern

rann. Sex, Furcht und Tod, dachte er, gehen Hand in Hand und sind immer ein Aphrodisiakum.

»Diese Kriegsfürsten hatten Uhrwerk-Seelen.« Graals Augen glühten plötzlich vor Wut. Aber er beherrschte sich mit einer ausgefeilten Selbstkontrolle und machte sich daran, die restlichen Teile seiner Rüstung mit ruckartigen, straffen Bewegungen anzulegen. »Andererseits wisst Ihr vielleicht nichts davon, denn das Hohe Episkopat der Ingenieure predigt nicht nur, dass es die Geschichte umschreiben und eine Vergangenheit erfinden will, sondern es praktiziert dies auch.«

Jaranis schüttelte erneut den Kopf, und Graal gab den beiden Albino-Soldaten ein Zeichen. Sie traten vor, packten die junge Vachine und zerrten sie hinaus in den frisch gefallenen Schnee. Im Lager herrschte laute Betriebsamkeit; Pferde schnaubten und stampften, Canker knurrten, Waffen klapperten, und Soldaten saßen leise plaudernd rund um die Feuerkörbe. Jaranis wurde auf die Knie gezwungen. Ihre vornehmen Seidenroben waren mit Speichel besudelt und mit ein wenig Blut.

Graal trat aus dem Zelt. Er ging mit einer solchen Arroganz, dass Jaranis ihm am liebsten die Kehle herausgerissen hätte. Ihre Reißzähne waren vollständig ausgefahren, sie hatte die Augen zusammengekniffen, und ihre Krallen fuhren zischend aus ihren Fingerspitzen. Diese bestanden aus rasiermesserscharfem, schimmerndem Messing. Sie überlegte kurz, ob sie Graal angreifen sollte, bemerkte dann jedoch etwas aus dem Augenwinkel: zwei Gestalten, beide weiblich, und beide Albino-Untergebene. Sie fauchte angewidert und drehte den Kopf herum, um diese ... Soldaten anzustarren.

Sie waren groß, schlank und athletisch und trugen eine leichte Rüstung aus poliertem Stahl, der so ganz anders wirkte als die übliche schwarze Rüstung der Albino-Armee. Beide Frauen trugen schmale Langschwerter an der Hüfte. Die eine hatte ihr langes hellblondes Haar zu zwei unterarmdicken Zöpfen geflochten, während die andere ihr weißes Haar kurzgeschoren trug. Schneeflocken spickten es wie Scherben. Ihre Haut war ebenfalls weiß, fast durchscheinend. Die beiden hatten prominente Wangenknochen, hagere Gesichter und dunkelrote Augen. Lächelten sie, überwältigte einen ihre Schönheit fast, wenn sie auch tödlich wirkte, wie die einer neugeborenen Sonne. Außerdem zeigten sie bei ihrem Lächeln die Reißzähne der Vachine.

Prinzessin Jaranis zischte schockiert. Albinos konnten unmöglich Vachine sein! Das war nicht erlaubt! Es war illegal. Es war *unheilig*.

Graal trat vor und legte seine Hand unter den Ellbogen einer der beiden Frauen. Sie lächelte ihn an. »Das ist Shanna, die andere ist Tashmaniok. Meine Töchter, ich möchte euch die Vachine-Prinzessin Jaranis vorstellen.« Die beiden Albino-Vachine-Kriegerinnen verbeugten sich kurz und bauten sich dann beide kerzengerade aufgerichtet neben Graal auf. Sie hakten sich bei ihm ein, als wollten sie über eine von Theatern gesäumte Promenade einer der vornehmen, kultivierten Gemeinden von Silvatal flanieren. In ihren Augen jedoch glühte der Hass der Vampire.

»Ihr werdet mit dieser ... dieser Blasphemie nicht ungestraft davonkommen!«, schnarrte Jaranis. Ihre Stimme troff vor Gift und Wut. »Weder damit, dass Ihr den Wei-



ßen Kriegern das Uhrwerk gegeben habt, noch damit, die Vachine zu hintergehen!«

»Oh, süße Hoheit, ich glaube, das ist bereits geschehen«, entgegnete Graal. Er lächelte Jaranis an. »Ihr Vachine seid so vertrauensselig und so wundervoll naiv. Diese Mädchen sind nicht nur Produkte einer einfachen Vermischung, irgendwelche Uhrwerk-Bastarde von irgendeinem Schwarzmarkt in irgendeiner dunklen Seitengasse!« Seine Stimme wurde ein wenig lauter vor Ärger, und seine blauen Augen funkelten, als er sich vollkommen auf die Vachine-Prinzessin konzentrierte. »Begrift Ihr nicht, mit wem Ihr es zu tun habt? Erkennt Ihr denn nicht die Stunde Eures Todes?«

»Seelenfresser?«, flüsterte Jaranis entsetzt.

Graal lächelte. Er drehte den Kopf leicht zur Seite und nickte kurz. Shanna löste sich von seinem Arm, zog geschmeidig ihr Schwert und enthauptete in derselben fließenden Bewegung die Prinzessin der Vachine.

Jaranis' Kopf rollte in den Schnee, Blut und Blutöl spritzten aus dem zerfetzten Halsstumpf. Der Körper blieb noch einen Augenblick aufrecht stehen, sackte dann jedoch zusammen wie eine Marionette, deren Fäden man durchtrennt hatte. Als das Blutöl aus der Leiche heraussickerte, wurde der Uhrwerkmechanismus lauter, fing an zu rattern und zu stottern, bis er schließlich stockte und sein vorzeitiges Ende mit einem Missklang kundtat, der an das Klirren von Schwertern im Kampf erinnerte.

Graal kniete sich in den Schnee und ignorierte das Vachine-Blut, das seine Lederhose beschmutzte. Er starrte in das Gesicht des abgetrennten Kopfes der ermordeten Prinzessin; im Tod war sie gar noch schöner.

Dann blickte er zu seinen Töchtern zurück. Die Seelenfresser standen regungslos da, wunderschön und tödlich.

»Ich habe soeben einen Gedankenimpuls von Nesh aufgefangen.« Seine leise Stimme klang furchterregend. »Er sagt, Kell und diese Marionette Saark saßen im Labyrinth von Alt Skulkra in der Falle.«

»Ja, Vater«, antwortete Tashmaniok.

»Bringt sie mir!«, befahl er und blickte in die strahlenden, konzentrierten Augen der Seelenfresser. »Jetzt sind nur noch die Seelengemmen von Bedeutung. Versteht ihr das?«

»Wir dienen«, erwiderten sie unisono.

Und mit der Verstohlenheit der Vampire verschwanden die Seelenfresser wie Geister durch den Schnee.

# I

ANKAROK

Kell grinste. »Bestell Graal, er soll sich meine Axt in den Hintern schieben!«

Saark stöhnte und bereitete sich auf den unvermeidlichen Angriff vor ...

»Wie du wünschst«, erwiderte Nesh und senkte seinen seltsamen, bestialischen und missgestalteten Uhrwerk-Schädel. Seine roten Augen glänzten, er geiferte in Erwartung der bevorstehenden Mahlzeit. Seine Muskeln traten wie stählerne Taue hervor, seine Reißzähne fuhren knirschend aus, und hinter dieser Kreatur knurrten die anderen Canker angriffslustig. Ihr Grollen schwoll zu einem wilden Heulen an, das sich vereinte und einen einzelnen, vollendeten Ton bildete, der in der Luft zu stehen schien und offenbar ihre Belohnung ankündigen sollte.

Kell hielt den Blick auf den riesigen Canker gerichtet; sein Körper war so gespannt wie die Sehne eines Bogens, und seine Sinne waren nahezu übermenschlich geschärft. Er schien der empfindliche Drücker einer Armbrust zu sein, der Reflex einer zum Angriff bereiten Schlange.

Es würde ein verdammt harter Kampf werden.

Doch dann ... geschah das Unglaubliche. Nesh ließ sich auf die Hacken sinken und erwiderte Kells Blick. Der alte Krieger war sicher, ein böses Lächeln auf den Lippen der Bestie zu sehen. Es wirkte wie Glasur auf Pferdescheiße. Plötzlich stand Nesh auf, drehte sich um und drängte sich rücksichtslos durch die Reihen der Canker. Deren Geheul verstummte zu einem peinlichen Schweigen; dann folgten die Kreaturen eine nach der anderen ihrem Anführer, bis nur noch ihr widerlicher Ölgestank zurückblieb. Zusammen mit den Kadavern von fünf Cankern, deren Lebenssaft allmählich auf dem steinernen Dach gerann.

»Was ist passiert?«, stieß Saark atemlos hervor. Kell zuckte mit den Schultern und drehte sich herum. Dann richtete er seinen Blick auf den kleinen Jungen, der etwa sieben Meter von ihnen entfernt an der niedrigen Mauer stand, hinter der man die uralten, verfallenen Reste von Alt Skulkra sehen konnte.

Kell streckte die Hand aus, und Saark bemerkte den Jungen jetzt zum ersten Mal. Er war höchstens fünf oder sechs Jahre alt. Seine Haut war bleich, seine Glieder dünn und seine Kleidung zerlumpt wie bei vielen Straßenkindern, über die man in den Elendsvierteln der größeren Städte von Falanor stolperte. Der Junge drehte sich herum und blickte zu Kell und Saark hoch. Dann legte er den Kopf schief und lächelte.

Es sind seine Augen, dachte Kell, während er den Blick des Jungen kühl erwiderte. Sie sind alt und funkeln wie ver-seuchte DohgGemDohgs, diese unendlich seltenen, matten Edelsteine, die von einem anderen Zeitalter übrig geblieben waren, Reste einer anderen Zivilisation.

Kell trat vor und hockte sich hin. »Du hast sie verscheucht, Junge?« Es war halb Frage, halb Feststellung. Plötzlich schien die Atmosphäre um sie herum zu verschwimmen, als würde träge wilde Magie in der Luft um sie herum freigesetzt.

Der Junge nickte, rührte sich ansonsten jedoch nicht. Dann wandte er sich etwas zur Seite, und etwas Kleines, Schwarzes lief über den Ärmel seiner verschlissenen Jacke. Es war ein Skorpion, der auf die Hand des Jungen kroch und dort einen Moment innehielt, fast so, als würde er die beiden Männer beobachten.

Saark zischte und packte den Griff seines Rapiers fester. »Das Tier des Teufels!«, stieß er hervor.

»Sieh hin«, forderte Kell ihn brummend auf. »Er hat zwei Schwänze.« Und tatsächlich: Der kleine, glänzend schwarze Skorpion hatte zwei segmentierte Schwänze, jeder mit einem gekrümmten Stachel bewehrt.

Saark schüttelte sich. »Wirf ihn auf den Boden, Junge!«, rief er. »Wir erledigen den kleinen Mistkerl mit unseren Stiefeln.«

Der Junge ignorierte Saark und trat über die lockeren Dachträger. Er bewegte sich mit einer zierlichen Anmut, die seine dünnen, ausgemergelten Gliedmaßen Lügen strafte. Vor Kell blieb er stehen, hob den Kopf und sah ihn mit dunklen, funkelnden Augen an. Dann nahm er langsam den zweischwänzigen Skorpion von seiner Hand und verstaute das Spinnentier in seinem Hemd.

»Mein Name ist Skanda.« Die Stimme des Jungen war ein heiseres Wispern. »Dieser Skorpion ist ein Skorpion der Zeit.«

»Was bedeutet das?«, erkundigte sich Kell ebenfalls flüsternd.

Der Junge zuckte mit den Schultern. Seine Augen gaben nichts preis, und sein Lächeln war unergründlich.

»Du hast die Canker vertrieben!«, platzte Saark heraus.  
»Wie hast du das gemacht?«

Skanda drehte sich zu Saark herum und legte den Kopf erneut auf die Seite, als würde er die Gedanken des Dandys lesen. »Sie fürchten mich, und sie fürchten meine Rasse«, antwortete Skanda, und als er lächelte, sahen sie, dass seine Zähne schwarz waren. Aber es war keine Fäulnis, sondern es war die Schwärze eines Chitinpanzers.

»Deine Rasse?« Kells Stimme klang sanft.

»Ich bin ein Ankarok«, erwiderte Skanda und ließ seinen Blick über Alt Skulkra schweifen, über die uralten, verlassenen Paläste und Tempel, die Mietshäuser und Lagerhäuser, die Türme und Kathedralen. All das verfiel, war verrottet, von Zeit, Erosion und Furcht zersetzt. »Dies hier war unsere Stadt. Früher einmal.« Er sah erneut Kell an und lächelte dieses schwarze, glänzende Lächeln. »Das hier war unser Land. Unsere *Welt*.«

Saark trat an den Rand des zerfallenden Gebäudes und blickte über die niedrige Mauer. Die Canker hatten sich unten auf der Straße gesammelt; es waren inzwischen mehr als fünfzig! Einige saßen auf den uralten Gehwegplatten, andere liefen ungeduldig im Kreis. Viele fauchten und schlugen nach ihren Kameraden. In ihrer Mitte hockte Nesh auf seinen mächtigen Keulen, mit einer makellosen, majestätischen Haltung fast wie ein Löwe.

»Sie warten unten«, erklärte Saark und kehrte zu Kell

zurück. Er warf Skanda einen kurzen Blick zu. »Wie es scheint, reicht ihre Furcht nicht sonderlich weit.«

»Ich werde euch einen Weg aus diesem Gebäude zeigen«, erklärte Skanda. Dann setzte er sich in Bewegung und ging über das Dach, wobei er Löchern und losen Steinplatten auswich.

Saark starrte Kell an. »Ich vertraue ihm nicht. Ich finde, wir sollten lieber alleine losgehen.«

Kell ignorierte Saark und folgte dem Jungen. Er hörte, wie der übel zugerichtete Dandy fluchte und ihm hinterherstolperte. »Warte«, sagte Kell, als sie einen Abschnitt der Mauer erreichten, wo ein Teil des Bodens offenbar weggebrochen war und einen Tunnel enthüllte, der dahinter lag. Dieser Tunnel führte in die Tiefe, direkt ... durch die Mauer. Kell sah die glatten schwarzen Stufen in der Dunkelheit schimmern. Sie vertrieben seine Furcht vor Magie, jedenfalls ein bisschen. »Warte. Warum tust du das für uns? Ich habe von den Ankarok gehört. Sämtlichen Berichten zufolge waren sie, sagen wir mal, keine besonders wohltätige Rasse.«

Skanda zeigte wieder sein beunruhigendes Grinsen. Trotz seiner kleinen Gestalt und seiner schwächlichen, wie ein Landstreicher wirkenden Erscheinung strahlte er eine düstere Energie aus, eine Macht, die Saark nicht einmal annähernd begriff. Dann zuckte der Dandy zusammen, als ihm klar wurde, dass Kell sich nicht hatte täuschen lassen. Er hatte die ... diese *Verkleidung* sofort durchschaut. Saark schnaubte verächtlich. Ha!, dachte er. Kell ist einfach zu gerissen für einen alten, fetten Mann.

»Warum?« Skanda lachte kurz. »Kell, für dich würden

wir es mit der ganzen Welt aufnehmen.« Er beobachtete Kell scharf, und seine dunklen Augen schimmerten. »Denn du bist Kell, der Schwarze Axtkämpfer von Drennach ... und es steht geschrieben, dass du helfen wirst, die Ankarok zu retten«, erklärte er.

Sein Name war Jage, und sie hatten ihn dem Tod ausgeliefert, als er sechs Jahre alt war. Er konnte es ihnen nicht verübeln, denn er hätte genauso gehandelt. Der Tritt eines mit Eisen beschlagenen Pferdehufs hätte ihm fast das Rückgrat gebrochen. Seine Wirbel waren an vielen Stellen zerschmettert worden, er war verkrüppelt und nicht mehr zu heilen; jedenfalls konnten ihn diese einfachen Bauern nicht heilen. Aber niemand aus Crennan, seinem kleinen Dorf, brachte es über sich, das Kind zu töten. Jages Mutter und Vater konnten es sich jedoch nicht leisten, einen Krüppel durchzufüttern; sie hatten kaum genug zu essen für sich selbst.

Sein Vater Parellion, ein hagerer, drahtiger Mann, trug den Jungen zum Ufer des Hentack, der im Sommer Niedrigwasser führte. Seine Fluten waren gelb, manchmal orange-farben, und das Wasser war sehr giftig, wenn man es trank. Angeblich war es im Winter vollkommen sicher, wenn der Wasserstand höher war und die Strömung stärker. Dann waren die Fluten frisch und klar durch das Schmelzwasser der Schwarzspitzen. In dieser Zeit konnte man das Wasser ohne Weiteres zu sich nehmen, obwohl nur sehr wenige Leute dem launischen Wesen des Flusses trauten. Die meisten Bewohner von Crennan hatten die Wirkung des Giftes auf einen menschlichen Körper bereits gesehen; die Krämpfe, die Schreie, das Fleisch, das Blasen bildete und dem Opfer



förmlich von den Knochen fiel. Wer einmal solche Qualen mit angesehen hatte, vergaß den Anblick nicht so leicht.

Jages Vater legte den Jungen behutsam am Ufer auf die Erde nieder. Und das Kind blickte hinauf in das freundliche Gesicht, das von den Jahren harter Feldarbeit gezeichnet und faltig war wie altes Leder. Er verstand nicht, warum seinem Vater Tränen aus den Augen rannen und auf seiner Haut landeten. Er lächelte, denn die Kräuter, die ihm die alte Merryach gegeben hatte, linderten den brennenden Schmerz in seinem Rückgrat. Glaubten sie vielleicht, sie hätten ihm genug Kräuter gegeben, um seinem Leben ein Ende zu machen? Das hatten sie nicht.

Parellion küsste seinen Sohn zärtlich; er roch sehr nach Erde. Hinter ihm sah Jage seine Mutter, die sich die Augen mit einem roten Taschentuch wischte. Parellion kniete sich hin, strich dem Jungen zärtlich über die Stirn, stand auf, drehte sich um und ging weg.

Jage sah ihnen in unschuldiger Naivität nach, missverstehend. Er war eine Weile ganz glücklich, weil die Sonne ihm ins Gesicht schien und der Schmerz zu einem dumpfen Pochen herabgesunken war. Die Sonne war angenehm, und er war von Blumen umringt, konnte das sommerliche Rausen des Flusses hören. Er runzelte die Stirn. Das war doch der giftige Fluss, richtig? Er bemühte sich, sich umzudrehen, nachzusehen, ob das Wasser orangefarben und gelb war. Aber er konnte sich nicht rühren. Sein Rückgrat war gebrochen. Er war unheilbar verkrüppelt.

Lange Zeit lag Jage zwischen den Blumen, während sein Durst immer größer wurde. Die Kräuter hatten ein seltsames, kribbelndes Gefühl und einen bitteren Geschmack auf

seiner Zunge hinterlassen. Er fragte sich, wann sein Vater zurückkommen und ihn holen würde. Schon bald, bald schon, antwortete sein eigener Verstand. Er wird dir Wasser bringen, noch mehr Medizin, er wird deinen gebrochenen Rücken heilen, und die Welt wird wieder gut sein. Du wirst schon sehen. Alles wird gut. Alles wird schön.

Aber Parellion kehrte nicht zurück, und Jages Durst stieg ins Unermessliche. Gleichzeitig pochte der Schmerz in dem Jungen, als würde ein eingesperrter Salamander in seinem Innersten auf und ab rennen, im Kern seines Körpers. Es waren weißglühende Schläge, die sein Rückgrat trafen, wie die Hufe des Pferdes, das ihn getreten hatte.

Wie dumm er gewesen war! Seine Mutter hatte ihm doch eingeschärft, niemals hinter einem Pferd herzugehen. Das einen Meter achtzig große, riesige Zugpferd war stämmig und friedlich, eine glänzende Kreatur, ein Wallach mit weißen Fesseln. Er war wunderbar kräftig und wurde vor allem eingesetzt, den aus Eisen geschmiedeten Pflug zu ziehen. Jage hatte nur Augen für die kleine Megan gehabt, die einen Drachen steigen ließ, der aus einem alten Hemd und Eibenzweigen gemacht worden war. Wie sie rannte, kicherte, wie die Sonne auf ihren goldgelben Locken schimmerte ... er lief über das Feld, um mit ihr zu reden, um sie zu fragen, ob auch er den Drachen fliegen lassen durfte ... der Schlag schleuderte ihn wie eine Puppe über den Acker, und lange Zeit nahm er nur abwechselnd Farben und Schwärze in seinem Verstand wahr. Alles war verschwommen, unfokussiert, aber er erinnerte sich an Megans Schreie. Oh, wie gut er sich daran erinnerte!

Die kupferfarbene Münze der Sonne versank, und Furcht

kroch aus den Ecken und Winkeln des kindlichen Verstandes dieses Jungen. Was, wenn Mutter und Vater nicht zurückkehrten? Wenn sie niemals zurückkämen? Wie sollte er trinken? Wie sollte er zum Fluss kriechen? Er konnte sich ja nicht einmal rühren. Tränen liefen ihm über die Wangen, und der bittere Geschmack der Kräuter in seinem trockenen Mund war stark und unangenehm. Noch bitterer jedoch war die Erkenntnis, die in seinem Herzen schwärzte. Warum hatten sie ihn hierhergebracht? Er hatte angenommen, sie wollten, dass er den Sonnenschein genoss, nachdem er so lange in ihrer engen Kiste gelegen hatte, wo es nach Kräutern, Erbrochenem und saurer Erde stank.

Als der Mond aufstieg und die Sterne am Himmel funkelten, der Fluss rauschte und Jage die leisen Geräusche der Kreaturen der Nacht hören konnte, wusste er, dass sie ihn hierhergebracht hatten, damit er starb. Er weinte wegen des Verrats, sein ganzer Körper bebte, die Tränen liefen ihm übers Gesicht und kitzelten ihn. Er unternahm jämmerliche Versuche, sich zu bewegen, biss die Zähne zusammen, während der Schmerz in seinem Rücken so schlimm brannte, dass er schrie. Er wand sich ein bisschen auf der Erde, zuckte vor Qualen und Hilflosigkeit, während er zwischen den von den Sternen beschienenen Blumen lag. Ihre Farben waren verblasst, doch ihre winzigen Köpfe nickten.

Plötzlich heulte irgendwo in der Nähe ein Wolf. Jage erstarrte, während die Furcht wie ein Insekt durch sein Gehirn kroch. Er riss die Augen auf und biss sich auf die Zunge, bis er Blut schmeckte. Wölfe. So weit südlich vom Schwarzsipz-Massiv? Es war nicht gänzlich unwahrscheinlich, obwohl die Bewohner von Crennan sämtliche Wölfe,

die in der Gegend gesehen wurden, jagten und massakrierten. Diese Bergbewohner waren wahrhaftig eine wilde Spezies. Sie gaben sich niemals damit zufrieden, nur ein einzelnes Tier zu reißen. Ihre Mordlust war ebenso legendär wie ihr Hunger.

Dem ersten Heulen, das lange anhielt und dann wie Rauch verklang, antwortete ein zweites, weiter im Osten, dann ein drittes im Westen. Jage lag erstarrt da, während seine Augen von rechts nach links zuckten. Seine Unbeweglichkeit an sich war die reinste Tortur, und die Qual seiner Hilflosigkeit überstieg in diesem Moment die rein physischen Schmerzen seines gebrochenen Rückgrats um ein Vielfaches.

Wenn ihn die Wölfe fanden, würden sie ihn fressen, davon war er überzeugt.

Und zwar bei lebendigem Leib!

Jage wartete in der Dunkelheit, in der Stille, während der Schmerz in ihm immer stärker wurde. Sein verletztes Rückgrat folterte ihn mit glühend heißen Qualen, sein Herz hämmerte laut in seinen Ohren. Ich werde überleben, sagte er sich. Ich werde gerettet. Er wiederholte diesen Satz immer und immer wieder, wie ein Mantra, ein Gebet. Ein Teil von ihm, der kindliche Teil, wusste, er wusste es!, dass sein Vater, der tapfere, starke Parellion, mit seiner großen Holzaxt außerhalb seines Blickfeldes wartete, wenn die Gefahr wirklich da war. Er würde die Wölfe in zwei Teile hacken, denn das Dorf war nicht so weit entfernt, dass sie das Heulen nicht hören konnten. Nein? Die Dorfbewohner würden einen solchen Übergriff eines natürlichen Raubtieres niemals tolerieren! Ein anderer Teil von Jage, ein Teil, der

schnell wuchs, eine beschleunigte Reife und der Instinkt zu überleben, sagten ihm, hämmerten ihm förmlich ein, dass er vollkommen allein war, von allen verlassen. Wenn er nichts tat, würde er ganz ohne jeden Zweifel sterben. Aber was soll ich tun?, fragte er sich. Er kämpfte gegen den Drang an, erneut zu weinen. Ich kann mich doch nicht bewegen!

Er hätte am liebsten geschrien, seine Frustration und seinen Schmerz herausgestoßen, geheult, so wie die Wölfe; aber er biss sich auf die Zunge. Denn er wusste, dass er sie anziehen würde, wie Motten vom Kerzenlicht angezogen wurden, wenn er das tat.

Jage wartete, angespannt und von erschöpfender Furcht gepeinigt; schließlich fiel er in einen unruhigen Schlaf. Als er langsam die Augen öffnete, wusste er sofort, dass irgend etwas nicht stimmte, obwohl seine Sinne keine direkte Bedrohung feststellen konnten.

Dann zischelte es leise im Gras, und Jages Augen zuckten nach links. Im selben Moment trat ein Wolf in sein Blickfeld. Es war ein altes, großes und schweres Tier, dessen Fell auf einer Flanke in Fetzen herunterhing. Es war dunkelgrau und schwarz, verfilzt und zerzaust, seine Augen waren gelb und boshaft, und eine uralte Intelligenz funkelte darin. Diese Kreatur war nicht mit den heulenden Kötern im Dorf zu vergleichen; dieser Wolf war ein Mörder, ein Überlebenskünstler, der wusste, wann er frisches, hilfloses Fleisch vor der Schnauze hatte.

»O nein!«, flüsterte Jage, dessen Blick wie gebannt auf das Tier gerichtet blieb. Jage verfolgte wie eine Schlange ihren Beschwörer, wie der Wolf langsam näher kam, dann nach links und nach rechts blickte, als erwartete er eine Falle, als

würden im nächsten Moment Menschen mit Mistgabeln und Äxten auf ihn zustürmen. Andere Wölfe kamen in Jages Blickfeld. Sie wurden zuversichtlicher und bildeten einen weiten Halbkreis. Der Junge schüttelte sich unwillkürlich.

Sie würden ihn fressen! Bei lebendigem Leib!! Und er konnte nichts dagegen tun!!!

Das Tier knurrte, leise und bösaartig, und der Blick der gelben Augen blieb starr auf Jage gerichtet. Es gab eine Verbindung zwischen den beiden, zwischen Opfer und Mörder, und Jage wusste nicht genau, was das bedeutete. Aber er fühlte sich wie ein gefesseltes Opfer auf einem Altar, und plötzlich wurde ihm schrecklich schlecht.

Der Wolf senkte den Kopf, fletschte die Zähne, und sein Knurren dehnte sich zu einem ständigen, drohenden Grollen. Eine Tatze näherte sich ihm, und gleichzeitig spürte Jage ein Kribbeln auf seinen Beinen, die wie in einem unwillkürlichen Reflex zuckten. Das Kitzeln lief über seinen Bauch zu seiner Brust. Jage keuchte vor Schreck, als er die Spinne dort sah. Eine kleine, schimmernde, schwarze Spinne, ungefähr so groß wie sein Handteller, und so dicht vor seinem Gesicht, dass er die vielen Haare an ihren Beinen und auf ihrem Körper erkennen konnte. Er blinzelte; es war eine extrem giftige und sehr, sehr tödliche Hexel-Spinne, die man auch, welche süße Ironie, unter dem Namen Wolfspinne kannte. Jage keuchte, während die Furcht ihm die Kehle zuschnürte, und beobachtete, wie die Spinne sich zu dem Wolf herumdrehte. Dessen ausgestreckte Pfote war mitten in der Bewegung erstarrt. Er kniff die gelben Augen zusammen, als würde er die Situation abwägen.

Die Spinne hob ihre Vorderbeine, und Jage konnte die langen, gebogenen Zangen sehen, die, wie er trotz seiner Jugend bereits wusste, mit den Giftdrüsen verbunden waren.

Der Wolf hielt inne, knurrte jedoch weiter. Das alte Geschöpf war klug genug, um die Gefahr zu erkennen, die ihm von dieser winzigen Kreatur drohte. Rings um Jage knurrten auch die anderen Wölfe, dann spürte der Junge erschauernd, wie es auf seinem Körper kribbelte, als würde Regen darüber streichen. Im nächsten Moment wurde sein gesamtes Blickfeld von einer ganzen Schar von Hexel-Spinnen ausgefüllt, die über seinen Körper liefen, darüber hinweg und sich dann drohend aufrichteten; eine schimmernde Masse aus Beinen und Körpern, die nicht nur seinen ganzen Leib fast vollständig bedeckten, sondern auch den Boden um ihn herum mit einem wimmelnden Teppich überzogen. Der Wolf knurrte noch einmal, drehte sich um und sprang dann mit einem Satz davon. Im nächsten Moment war er verschwunden.

Jage jedoch konnte nicht einmal erleichtert seufzen, während sein Blick verängstigt über die Spinnen glitt. Sie ließen allmählich ihre Beine aus der Angriffsposition sinken und kletterten erneut über ihn, dann zurück auf den Boden. Er wartete, wartete auf diesen schmerzhaften Biss, der ihn ins Nichts stürzen würde. Das musste der Grund gewesen sein, warum seine Eltern ihn hier neben ein Spinnennest gelegt hatten ... hier war ihm ein schnelles, giftiges Ende sicher.

Jage blinzelte. Eine Spinne war auf seiner Brust sitzen geblieben. Er sah, wie sie ihn mit ihren winzigen schwarzen Augen beobachtete. Dann setzte sie sich in Bewegung, krabbelte weiter, auf sein Gesicht, und er spürte jeden einzelnen

Fußtritt, der sich in seine Haut grub, hätte am liebsten vor Verzweiflung geschrien. Aber er wusste, dass jeder plötzliche Laut den tödlichen Biss auslösen würde.

Die Spinne blieb unmittelbar über seinem Mund stehen, und Jage stieß ein kaum hörbares Wimmern aus.

Aus einer Öffnung irgendwo an der Spinne, ob aus einer Zange, einer Drüse oder einer Spinndrüse, löste sich ein winziger Tropfen und fiel in Jages Hals. Die Flüssigkeit war warm und geschmeidig. Es folgten weitere Tropfen, und ein bitterer Geschmack durchströmte ihn. Dunkelheit fegte in einer gewalttätigen Wucht über ihn hinweg, und er dachte: *Ich bin vergiftet worden. Ich sterbe. Deshalb hat man mich hiergelassen.* Eine schwarze Woge aus wütendem Schmerz wallte ihm entgegen, und er fiel hinein, durch den Schmerz hindurch in einen bodenlosen Abgrund, und dann nahm er nichts mehr wahr.

Jage erwachte mit dem Gesicht nach unten und starrte auf Felsgestein. Ein unglaublicher Durst quälte ihn, und er konnte sich schwach an irgendwelche Bewegungen erinnern. Aber alles war verschwommen, und sein Gesicht war klebrig. Im selben Moment begriff er, dass seine Haut von einer hauchdünnen Schicht aus seidenem, klebrigem Spinnennetz bedeckt war.

Sie wollen mich also fressen, dachte er verzweifelt. Sie haben mich in ihre Höhle gezerrt, damit sie mich ganz in Ruhe auffressen können. Ich bin ihr Gefangener. Ich bin Nahrung.

Er versuchte sich zu bewegen, vergeblich. Aber er empfand keinen Schmerz bei dem Versuch, und runzelte die Stirn.



Dann erblickte Jage eine Flut von Spinnen, die über den felsigen Boden auf ihn zu wogte. Sie alle hatten die Größe seiner Hand, und viele klickten mit ihren Kneifzangen. Etliche trugen kleine Säcke, die mit Eiern gefüllt waren, eingesponnen in Seide, andere hielten die Eier in ihren Kiefern, und wieder andere trugen ihre kostbare Fracht auf dem Rücken. Jage sah zu, fasziniert, bis ihm klar wurde, dass sie gekommen waren, um zu fressen; sie wollten ihre Jungen füttern. Er schüttelte sich, und erneut rannen ihm Tränen aus den Augen. Der wogende Teppich aus Spinnen kam zum Stehen, und einige kletterten über ihn hinweg. Viele zarte Tritte quälten seine Haut mit einer schrecklichen, höhnischen Folter. Er spürte den Biss, direkt über seinem gebrochenen Rückgrat, und er schrie und hätte um sich geschlagen, wenn er sich hätte bewegen können ... dann spürte er den nächsten Biss, und noch einen. Jage schluchzte unkontrolliert, während die Spinnen klickten und ihm ihr Gift injizierten. Er wartete darauf, dass der Schmerz durch ihn hindurchfegte.

Stattdessen jedoch strömte Euphorie durch seine Adern, bis er schließlich dankbar in eine willkommene Ohnmacht glitt.

Jage wachte auf, an einen Felsen gelehnt, sitzend im Dunkeln, in der Kälte. Ein schwacher Wind kühlte seine glühende Haut. Er leckte sich die trockenen Lippen, und sein Hals pochte schmerzhaft von seinen verzweifelten Schreien. Schließlich drehte er den Kopf herum und betrachtete die schmalen Tunnel, die in diesen kleinen, engen Raum mündeten. Auf einem Felsen an seinen Füßen, rechts von ihm,



Andy Remic

**Kells Rache**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-26891-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2013

Manchmal ist der Held kaum von den Bösen zu unterscheiden

Krieg überzieht das Land, als das Heer der Vachine immer weiter vordringt. Unzählige Familien werden von den finsternen Schlächtern ermordet. Doch Kell kümmert das alles nicht. Ihm geht es nur darum, seine Enkelin Nienna aus der Hand ihrer Entführer zu befreien. Kell ist wild entschlossen, jeden, der sich ihm dabei in den Weg stellt, zu zerschmettern. Denn seine Axt kennt keine Unterschiede. Wer Kell aufhalten will, wird es bereuen – sei es eine Kreatur der Finsternis oder ein strahlender Ritter.